

## Podcasttranskript

### Gesprächsstoff Episode 48 | Welche Rolle spielt der Hochschulsport beim Thema Inklusion, Maria Engler und Jan Ries?

*Teaser:*

Jan Ries:

Nicht über uns ohne uns. Also, was heißen will: Wenn ihr für uns etwas plant, wenn ihr einen barrierearmen Campus plant, dann ruft doch bitte uns Seheingeschränkte an, damit wir euch sagen können „Wo sind denn hier die Knackpunkte?“

Jingle:

Gesprächsstoff. Der Forschungspodcast der Hochschule Fulda. Für alle, die mitreden wollen.

Mariana Friedrich:

Wie agiert der Hochschulsport beim Thema Inklusion als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis? Maria Engler, die neue Leiterin des Hochschulsports, und der vorherige Leiter, Dr. Jan Ries, verstehen den Hochschulsport als Einrichtung, die Inklusion vorleben, die vorbildhaft Entwicklungen gestalten kann. Gemeinsam haben sie zum Beispiel die erste Inklusionssportgruppe der Region aufgebaut. Warum es viel Empathie braucht, Inklusion voranzubringen, erzählen Sie mir in dieser Folge. Mein Name ist Mariana Friedrich und das ist Gesprächsstoff. Der Forschungspodcast der Hochschule Fulda für alle, die mitreden wollen.

Mariana Friedrich:

Herzlich willkommen, Frau Engler und Herr Ries.

Maria Engler:

Hallo.

Jan Ries:

Hallo!

Mariana Friedrich:

Maria Engler, Sie sind von Haus aus Lehrerin und kennen die Herausforderungen eines inklusiven Schulsports sehr gut. Wie inklusiv unterrichten wir in Deutschland?

Maria Engler:

Eine Herausforderung ist auf jeden Fall erst mal die Teilnahme von Menschen mit Behinderung, Einschränkungen, chronischen Erkrankungen im Schulsport in allgemeinen Schulen überhaupt. Also wir sind ja 2009 der UN-Behindertenrechtskonvention als Land beigetreten und da ist ja ein Indikator dafür: die Anzahl der Schüler\*innen mit sonderpädagogischem Förderschwerpunkt an Förderschulen zu minimieren und sie eben allgemein zu beschulen.

Wenn man sich das anschaut, hat sich das allerdings nicht großartig verändert. Allgemein in der Bevölkerung ist es wirklich so, dass die Menschen Inklusion wollen und wünschen und befürworten. Aber da gibt es deutliche Unterschiede in den Förderschwerpunkten. Also wenn wir jetzt einfach mal den Förderschwerpunkt körperlich-motorische Entwicklung nehmen, da ist das Verständnis und das Wollen für Inklusion und inklusiver Beschulung sehr hoch. Aber gerade beim Förderschwerpunkt emotionale-soziale Entwicklung, da ist es allgemein ganz, ganz anders. Da befürwortet das nur 1/3 der Bevölkerung.

Und das ist erst mal so, dass man als Sportlehrer\*in erst mal gar nicht oft Menschen mit Behinderung in den allgemeinen Schulsport bekommt. Also ich war in einer normalen Regelschule, sondern viele Schüler und Schülerinnen sind immer noch in den Förderschulen mit einem Förderschwerpunkt.

Wenn man dann eben doch welche hat, dann ist eine Herausforderung auf jeden Fall die Leistungsbewertung. Das ist ja auch ganz typisch für den Schulsport, dass da irgendwie Leistungen bewertet werden sollen in allen Fächern. Und da ist es einmal so: Wie pointiert, ist die sportive Leistung? Und auf der anderen Seite ist es zu gering. Es gibt ja verschiedene Möglichkeiten, Leistungen zu messen. Da gibt es soziale Bezugsnormen, also: Wie gut ist die gesamte Klasse? Das wäre jetzt vielleicht beim inklusiven Schulsport nicht immer so gewinnbringend. Es gibt individuelle Bezugsnormen wie: Hat sich jemand verbessert? Und auch kriterienbezogene Bezugsnormen. Du musst so und so weit springen oder so als Beispiel oder so und so schnell laufen.

Also da gibt es auf jeden Fall Möglichkeiten. Wir haben im Schulsport verschiedene Kernbereiche. Wenn man zum Beispiel an den Bereich Rhythmus und Tanz denkt und an die Perspektive im Sport, sich körperlich auszudrücken, dass man Schüler\*innen die Aufgabe gibt, eine Choreografie zu erstellen, da kann man sehr gut Menschen mit Behinderung, Erkrankungen, verschiedenen Förderschwerpunkten einbinden.

Die Möglichkeiten gibt es. Meine Erfahrung ist allerdings, dass, wenn wir ein Kind mit Förderschwerpunkt haben, häufig sogar eine Assistenz dabei ist, meistens sogar diese auch mitlaufen, aber eine Benotung nicht stattfindet. Was durchaus schade ist, weil es Möglichkeiten gibt.

Ganz praktisch wäre auch das Deutsche Sportabzeichen für Menschen mit Behinderung. Das gibt es ja schon seit den 50er Jahren in der BRD als Versehrtensportabzeichen. Und dort gibt es ganz deutliche Tabellen für die Sportarten Schwimmen und Leichtathletik. Je nach Einschränkung wurden da die Werte angepasst. Da wurde schon ganz, ganz viel gehirnt vom deutschen Behindertensportverband. Und das wird meiner Meinung nach zu wenig genutzt.

Das liegt aber auch daran, dass Lehrer\*innen an Schulen viele, viele Aufgaben haben und sich Lehrer\*innen eines Faches zum Beispiel im Sport auch abstimmen müssen. Da muss eine Einigkeit sein, da muss auch Zeit sein. Und oft fällt dann ein gewisser Punkt, manche Punkte, eben hinten herunter. Und ich hatte das jetzt eben nicht so, dass man eben sagt: Wie binden wir jetzt genau diese Zielgruppe ein? Denn sie sind vom Sport, von der Benotung befreit. Das ist meine Erfahrung. Was

besser sein könnte, weil es Möglichkeiten gäbe. Aber dieser Punkt ist erst mal gegeben.

Sie werden inklusiv beschult, weil sie eben in der Schule sind und teilnehmen, in bestimmten Fächern auch eine Benotung bekommen, je nach Förderschwerpunkt. Im Sportunterricht sind sie teilweise befreit, nicht überall, nicht jeder Förderschwerpunkt. Aber es gäbe noch mehr Möglichkeiten, dazu anzupassen, weiterzuarbeiten. Aber eine Schlüsselrolle ist und bleibt die Lehrkraft und auch die Ausbildung dieser Lehrkraft und die Erfahrung in inklusiven Settings im eigenen Leben.

Mariana Friedrich:

Das hat ja auch ganz konkrete Auswirkungen auf mich als Schülerin oder als Schüler, wenn ich mein Schulleben lang gesagt bekomme „Sport ist nichts für dich. Du musst da auch nicht wirklich mitmachen. Kannst du sowieso nicht. Wir geben dir auch keine Noten, weil wir können das nicht vergleichen“. Dann habe ich ja vielleicht auch gar nicht den Anreiz, später in der Hochschule in den Hochschulsport zu gehen, weil da müsste ich ja das, was ich mein Leben lang gelernt habe, plötzlich ändern.

Wie unterscheiden sich denn Hochschulsport und Schulsport beim Thema Inklusion? Welche Möglichkeiten gibt es da?

Jan Ries:

Ja, Schulsport und Hochschulsport unterscheiden sich ja grundlegend von den Zielsetzungen. Das große Problem an Hochschulen ist, dass wir es halt mit Menschen zu tun haben, die schon eine gewisse Sportsozialisation, so wie sie sie eben auch geschildert haben, hinter sich haben. Und jetzt haben wir mit den umgangssprachlich Schulsportgeschädigten plötzlich an Hochschulen zu tun und müssen ihnen, oder möchten ihnen, diese Felder Spiel, Sport und Bewegung wieder schmackhaft machen.

Aber es ist einfach dieses Stigma aus der Schulzeit, dass sie das nicht können, dass sie dafür nicht geeignet sind oder wie auch immer. Und das stellt an uns die

besondere Herausforderung, da sehen wir natürlich Inklusion deutlich größer. Also auch die weniger Begabten, sportlich weniger Begabten, oder an einer Hochschule wie Fulda eben, wo wir auch einen gewissen Anteil von internationalen Studierenden mit anderen Sozialisationen haben als das der klassische deutsche Schulsport hat, stehen wir da vor Herausforderungen.

Das hat nichts mit Behinderung oder Nicht-Behinderung zu tun, sondern einfach mit erfahren oder unerfahren. Und die Herausforderung ist, die Leute zu überzeugen, dass Hochschulsport anders sein kann als Schulsport. Und diejenigen, die bei uns arbeiten, im Hochschulsport halt auch zu qualifizieren, das auch zu transportieren.

Mariana Friedrich:

Das sind zum einen die Herausforderungen, aber welche Chancen bietet denn inklusiver Sport? Warum ist es wichtig, dass wir das machen?

Jan Ries:

Es wäre ja spannend, wenn der Sport der einzige Bereich wäre, wo es erstrebenswert ist, Menschen auszuschließen.

Mariana Friedrich:

Ja.

Jan Ries:

Zumindest bewusst. Also wir tun es unbewusst häufig genug. Und wenn wir uns überlegen, für was Hochschulen als letzte Sozialisationsinstanz vor dem Berufsleben eben auch dienen sollen, also auch andere Menschen kennenzulernen, andere Kulturen kennenzulernen, zu sehen, dass alle Menschen, die jetzt hier an der Hochschule zum Beispiel sind, aber auch Menschen, die grundsätzlich in der Gesellschaft sind, alle ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten haben und es letztendlich ein buntes, ein sehr diverses Bild, ein deutlich bunteres Bild ist, als wenn man – man hat es ja auch schon mal in Deutschland vor vielen Jahrzehnten angestrebt –,

ein Idealbild von Mensch nur heranerziehen würde, den man sich als Idealbild vorstellt. Und so ist die Welt an einer Hochschule in den Unternehmen deutlich bunter, und bunter zu lernen ist für viele gesellschaftliche Gruppierungen nur von Vorteil. Und wir sehen, dass wir vielleicht Führungskräfte oder Menschen für hoffentlich gute Arbeitspositionen ausbilden, dann ist es sehr schön, wenn die solche Ideen von der Hochschule mitnehmen.

Mariana Friedrich:

Maria Engler, wie kann man Inklusion im Hochschulsport jetzt ganz praktisch umsetzen? Wie sieht das aus?

Maria Engler:

Man kann es pauschal natürlich nicht sagen. Dr. Ries und ich arbeiten immer mit diesem Kochrezept als Bild, dass es immer verschiedene Zutaten gibt, die man dann entsprechend auch nutzen muss und mischen muss. Es gibt verschiedenste Möglichkeiten. Erst einmal muss man eine inklusive Kultur entwickeln an der gesamten Hochschule und natürlich auch in der Sportabteilung, dass man sagt, man ist einfach dafür offen. Davon können wir ausgehen. Das ist ein sehr schöner Fall. Und dann haben wir jetzt die Möglichkeit gehabt, die technischen Voraussetzungen zu schaffen. Also wir haben einen Hallenneubau/-Umbau gehabt, dass man sagt, wir können barrierearm – wir sagen immer barrierearm, denn barrierefrei schafft man nicht – Voraussetzungen schaffen, dann kann man sagen, man bildet die Übungsleitenden diversitätssensibel aus oder fort. Oder, wir haben so etwas gemacht in 2014, wir richten gezielt zum Beispiel eine inklusive – mit der Diversitätsdimension Menschen mit Behinderung – Sportgruppe ein, wo Menschen mit verschiedensten Einschränkungen verschiedensten Alters erst mal hinkommen können. Und man findet sich, man schaut, was möchte man gemeinsam machen? In unserem Fall war es so, dass wir uns Netzwerkpartner gesucht haben, unter anderem der Hessische Behinderten- und Rehabilitationsportverband, was ja der Fachverband mit der entsprechenden Expertise in diesem Bereich ist, zusammengearbeitet haben.

Und dann haben wir das für verschiedene Bereiche geöffnet, unter anderem den Hochschulsport. Und dort hat jeder einen individuellen Trainingsplan dann letztendlich erhalten und haben diese Gruppe wöchentlich sehr, sehr, sehr engmaschig betreut, was ein Idealbild ist. Diese Gruppe gibt es auch aktuell noch, wird nicht mehr von der Hochschule Fulda betreut. Das ist auch eine Möglichkeit.

Eine andere tolle Möglichkeit ist, dass man sagt, man geht in die Behindertensportarten.

Deutschland ist ein Fußballland, wir sind auch Handballland. Wir haben jetzt die Heim-EM, das ist wunderbar.

Aber was ist denn mit Goalball? Was ist denn mit Rugby? Was ist denn mal mit einer Neuanschaffung mit Sportrollstühlen? Und wir machen mal Schnupperkurse auch in Rollstuhlbasketball. Dass man in diese Sportarten hineingeht, sie vielleicht in Workshops installiert und auch diese Sportarten eben präsentiert.

Und zum Beispiel Kommunikation im Goalball, das ist ein Sport für Menschen mit Sehbehinderungen – das Sehen wird ausgeschaltet –, der sehr inklusiv gespielt wird.

Mariana Friedrich:

Vielleicht können Sie das mal kurz beschreiben. Was ist Goalball? Also wie spielt man das?

Maria Engler:

Goalball spielt man drei gegen drei mit einem Klingelball. Man versucht, ein Tor zu werfen. Gleichzeitig ist man Angreifer und Abwehr. Man berührt sich allerdings nie.

Mariana Friedrich:

Aber man sieht nichts.

Maria Engler:

Nein. Und Menschen, die etwas sehen, also wenn sie und ich das jetzt spielen würden, wre würden eine Augenbinde bekommen.

Mariana Friedrich:

Und dann muss man sich zurufen, wo man gerade ist?

Maria Engler:

Man muss kommunizieren auf eine andere Art und Weise, genau wie wir sie aus dem sportiven und auch im Alltag nicht kennen. Und wenn wir, ich nehme das öfter auch mal als Teambuildingmaßnahme, wenn wir anfangen im Bereich Goalball, sagen, wir machen Goalball, dann starten wir nicht mit dem Spiel, sondern wir starten zu zweit: ein Sehender, ein Blinder in Führungsstrichen, eine Blinde, die Turnhalle abzutasten.

Da beginnt ja die Kommunikation schon. Wir ziehen uns gemeinsam um. Weiß nicht, man das jetzt hier sagen darf, aber auch schon Umziehen mit der Augenbinde ist schon ganz spannend, und der andere hilft, jetzt Männchen mit Männchen, wie auch immer. Man startet mit der Kommunikation, mit dem Gewöhnen an das blind sein, und das ist ja, sind ja Softskills, die im Sport liegen, die wir auch gerade im Hochschulsport und zukünftige Führungskräfte brauchen, die man durch bestimmte Sportarten schulen kann.

Ja, wir kleben da Linien ab, gemeinsam, die man dann tasten kann. Es gibt eine bestimmte Zählweise, es gibt ganz viele Regeln, auf die aber geachtet werden muss, weil man sieht es ja nicht. Und deswegen ist es ein Beispiel, wie man auch inklusiven Sport umsetzen kann, indem man einfach die behinderten Sportarten inklusiv öffnet, also anders herum denkt, weil auch nicht behinderte Menschen können wunderbar Behindertensportarten spielen.

Der Jan hat gewunken.



Jan Ries:

Ja, so ergänzend zu dem, was Maria sagt: Sie erwähnte vorhin dieses Kochrezeptmodell. Und im klassischen Sport kennen wir höher, schneller, weiter. Das ist das klassische Synonym für „Wie läuft Sport?“ Und in dem Moment, wo man Sport für eine heterogene – Sie merken, ich möchte gar nicht immer inklusiv sagen – , für eine heterogene Gruppe machen, dann ist das an den Übungsleitern, an dem Trainer, an dem Ausbilder, aber auch an den Teilnehmenden, gemeinsame Kommunikationsebenen festzustellen.

Wenn nicht Sehende dabei sind, ist Sehen offensichtlich nicht das Kommunikationsmittel. Aber ein anderes Kommunikationsmittel ist taktile Information, verbale Information. Und das dann eben auch mit der Herausforderung, dass den eigentlich ursprünglich Sehenden auch das Spaß machen kann, neue Fähigkeiten und Fertigkeiten an sich zu erkennen, dass keine Teilnahme aus Mitleid – und ich sage das jetzt ganz bewusst – keine Teilnahme aus Mitleid ist, sondern aus einer Selbstfreude heraus ist, wenn man selbst gern dort spielt und wir, die häufiger mit inklusiven Sportgruppen was zu tun haben und dementsprechend natürlich auch mit einzelnen behinderten Menschen, wissen natürlich auch, dass es in sehr vielen Sport- und Bewegungsformen auf unsere Behindertensportkollegen/Kolleg\*innen ankommt, dass sie Rücksicht auf uns nehmen, weil sie mit ihren Handicaps deutlich besser als wir sind.

Ein Freund von mir ist Rollstuhlfahrer und hat so einen Handyrollstuhl, wir machen Radtouren, und nach 80 Kilometern schaut er mich an und fragt, ob ich eine Pause brauche. Und das ist, das ist einfach mehr als inklusiv, und ich brauche die Pause, weil er gehört zu einem relativ großen Sportverein.

Das ist, glaube ich, das, was wir, was wir in der Arbeit, in der inklusiven Arbeit und in der Arbeit mit heterogenen Gruppen sehr gut kennenlernen können, dass jeder seine Fähigkeiten und Fertigkeiten hat. Und im Unterschied zu mir ist er halt ein Spitzensportler im Handycycling und ist ein australischer Athlet. Und das ist auch das, was glaube ich, jetzt im letzten Jahr, als die Special Olympics waren, jetzt haben wir einen kleinen Schwenk gemacht, von körperlichem Sport, von paralympischen Sport hin zu Menschen mit kognitiven Einschränkungen, der hat man gemerkt, dass es gar nicht nur auf die Leistungen ankommt, sondern auch auf das Wie treiben wir Sport zusammen? Mit welcher Freude treiben wir Sport

zusammen? Und dann ist es nicht mehr höher, schneller, weiter, sondern wie schön dabei zu sein, wie schön, hier mitmachen zu können.

Und das war so eine Welle, die über die ganze Welt, aber letztendlich Deutschland, weil die Austragung in Berlin war, gegangen ist, wo man sagt: Lasst uns möglichst vieles von diesen Gefühlen rüber retten in die post-special-olympische Welt nach Deutschland oder wohin auch immer.

Mariana Friedrich:

Ja, das beschreiben Sie mit den Special Olympics schon sehr schön für den großen Umkreis Deutschland. Aber Frau Engler hat vorhin angesprochen, die inklusive Sportgruppe, die Sie gegründet haben. Das ist ja das Transportieren in den kleinen Raum,,unsere direkte Umgebung rund um die Hochschule. Erzählen Sie doch mal, wie es zu diesem Projekt kam. War das die Idee des Hochschulsports? Wir gründen jetzt mal eine inklusive Sportgruppe.

Maria Engler:

Ich habe ja gesagt, schon die UN-Behindertenrechtskonvention, UN-BRK: Deutschland ist 2009 beigetreten. Also es war in der Zeit, dass man sich mit Inklusion in allen gesellschaftlichen Teilsystemen des Sports beschäftigt hat. Auch im bundesweiten Hochschulsport gab es die ersten Überlegungen, es gab aber noch nichts Konkretes.

Und dann kam eine Anfrage von einer Familie aus der hessischen Rhön. Der Sohn dieser Familie, der hat eine Erkrankung im Muskelbereich, sodass er eben progressiv einfach motorisch immer schlechter aufgestellt ist. Und dann, in dem Moment war er auf den Rollstuhl angewiesen und das wird auch immer weiter schlechter. Und er hat vorher Fußball gespielt, und nun war es eben so, dass er kein Fußball mehr spielen konnte und eine entsprechende Sportgruppe gesucht hat und festgestellt hat, zusammen mit seinen Eltern, das es gar nichts im hessischen Raum gibt.

Und dann haben wir uns als Sportexperten zusammen mit dem Hessischen Behinderten- und Rehabilitationssportverband auf den Weg gemacht, eine

Sportgruppe zu gründen, die aber auch versicherungstechnisch, vereinsrechtlich auf wirklich sicheren Beinen steht. Haben einen Aufruf gemacht mit einigen Netzwerkpartnern, haben die Halle barrierearm umbauen lassen, das war sie nämlich nicht. Dazu gehören ja auch Duschen und Umkleiden, Toiletten, und so weiter. Und die Rampe, die dann gewisse Teilnehmende hoch und runterfahren müssen, um in die Halle zu gelangen.

Dann gab es eine Informationsveranstaltung. Dort waren dann schon an die 20 Interessierte, und dann hat man schon gesehen: Okay, die Gruppe wird sehr heterogen, die Ansprüche sind heterogen. Das Altersspektrum war von 6 bis 70, meine ich, und dann haben wir auch schnell festgestellt, wir brauchen einen gewissen Betreuungsschlüssel.

Das haben wir auch über Physiotherapeuten und Ergotherapeuten sicherstellen können, was auch nicht üblich ist. Also es ist und bleibt eine ganz besondere Gruppe gewesen, aber entstanden ist es aus einem Bedarf und einer Hochschulsporthalle, die dann auch – und wir haben das bundesweit als Hochschulsporthalle dann auch mit dem Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband ja auch in Fortbildungen präsentiert – sich dem Thema angenommen hat. Also wir sind zusammen diesen Schritt gegangen. Das kann der Jan auch gerne noch ergänzen.

Mariana Friedrich:

Ja.

Jan Ries:

Ja, die von Maria jetzt geschilderte Sportgruppe, das ist natürlich so ein Idealfall von Transfer. Das heißt, in irgendeiner Region ist irgendeine Hochschule, in dem Fall Rhön und dann die Hochschule Fulda. Man hat schon Kontakte, man hat ein Standing in der Bevölkerung, ein Standing in der Community dieser Sport-Behinderten-Community und wird dann mit einer doch recht komplexen Aufgabe konfrontiert.

Könnt ihr nicht mal? Oder habt ihr eine Idee? Oder wie könnte es weitergehen? Und dazu bieten – und das ist auch das, was in Fulda natürlich sehr schön ist, eine Hochschule mit so heterogenen Studiengängen, wie wir sie haben, von Informatik über diese, über dies, über jenes, Sozialwesen, Oecologtrophologie ... sie ist sehr breit aufgestellt. Dementsprechend konnten wir dann mit dem Fachbereich Sozialwesen zusammen, wo Sozial- und Kulturwissenschaftler auch sind, auch den nötigen wissenschaftlichen Hintergrund bieten, der allerdings die Teilnehmer nicht interessiert hat.

Mariana Friedrich:

Natürlich nicht.

Jan Ries:

Die wollten nur einfach ein gut aufgestelltes Programm. Wir sind im Unterschied zu dem, was Maria vorhin von Schulen gesagt hat, wir sind frei von Noten-Zwängen gewesen. Wir konnten mit einem extrem exklusiven Betreuungsschlüssel dort hingehen. Das war Sport auf höchstem Niveau, weil wir sehr viele Studierende dabei hatten. Das hat so Wellen geschlagen, dass Arbeitgeber ihre Ergotherapeuten, Physiotherapeuten freigestellt haben für diese Sportgruppe. Damit die Menschen, die dort arbeiten, eben das mal in der Praxis kennenlernen.

Und die große Kunst ist dann, alle Stakeholder, die, mit denen wir da zu tun haben, Schulamt, die sagen „Selbstverständlich, wir bauen die Halle für Sie um.“ Davon träumt man natürlich, dass man einfach sagt: Springtüren, und elektrisch und Rampen. Von daher war das nur eine sehr, sehr gute Kooperation und ein sehr gut gelungenes Projekt.

Und wie bei allen Projekten muss man sich dann irgendwann aus so einem Projekt auch verabschieden und lässt das Kind alleine laufen. Also diese Vereinsgruppe existiert heute, die hat sich sicherlich ein bisschen umstrukturiert, aber das ist auch gut so! Und dann kamen natürlich diese Wünsche, die Maria auch angesprochen hat, über unseren Dachverband, den Allgemeinen Deutschen

Hochschulsportverband, wo man gesagt hat „Das ist ja spannend, was ihr da macht.“

Und jetzt, wenn man in dem kleinen Setting von Hochschule denkt, da haben wir natürlich mit Menschen zu tun, die auch gehandicapt sind. Es sind ja nicht nur die, die einem auffallen, die mit Stock, Blindenstock, mit Leitstock über die Anlage, die mit Rollstuhl fahren. Ja, die sind offensichtlich, da ist wohl irgendetwas. Aber es gibt ja auch viele andere Bereiche, sodass diese Menschen uns gar nicht auffallen. Man denke nur an psychische Erkrankungen und andere Dinge, und haben dann festgestellt, dass, wenn wir wirklich alle mitnehmen – es gab mal eine Kampagne „Sport für alle“ -, und wenn man das wirklich wahrnimmt, und dann muss man überlegen, was können wir denn tun? Und jetzt ist Fulda da wieder Vorreiter. Beim Hochschulsport in Fulda haben wir jetzt eine Kollegin abgestellt, die mit dem International Office eng zusammenarbeitet, weil wir feststellen, dass der Zugang zum Sport für internationale Studierende auch noch mal ein bisschen anders ist.

Mariana Friedrich:

Genauso herausfordernd, Genau.

Jan Ries:

Genauso herausfordernd. Wir waren in Fulda die ersten, die erkannt haben, dass angehende Akademiker auch schwimmen können sollten. Also was, wo man einfach denkt, das ist ja relativ selbstverständlich. Wir haben festgestellt, es ist nicht so. Die afrikanischen Studierenden sind uns die Bude ingerannt, um ihr Seepferdchen zu machen oder Radfahrererkurse. Und ich weiß nicht, ob das Inklusion ist, aber das ist teilhaben lassen, teilhaben lassen an einer ganz normalen Freizeitgestaltung.

Das waren mit die schönsten Dinge. Als Abschluss sind wir mit dem Zug nach Gersfeld gefahren und von Gersfeld den Radweg nach Fulda zurück. Aus heutiger Sicht eine todesmutige Nummer gewesen, aber eben sehr spannend und mit einem Erfolgserlebnis. Umgedreht wäre die Strecke deutlich anspruchsvoller gewesen. Deswegen sind wir so herumgefahren, weil wir rollen konnten. Das zu verankern an

eine Hochschule und dann zu sagen „Wir erkennen einen Bedarf. Wir haben von der Hochschulleitung, von anderen die Freiheit, so was zu tun. Wir bilden eine Arbeitsgruppe, die sich um so was kümmert.“ Und da sind wir weit weg von Schule. Also ich möchte nicht auf die Lehrer schimpfen.

Mariana Friedrich:

Ja. Die Freiheit, von der sie gerade sprechen, ist das eine. Aber es braucht auch die Menschen, die das umsetzen. Wie ist das für Sie, wenn Sie jetzt sehen, Ihre inklusive Hochschulgruppe ist jetzt selbstständig, lebt weiter in der Region. Das, was Sie da mal mit einem „Klar, machen wir“ angefangen haben umzusetzen, wo Sie ja auch sehr viel Zeit und wahrscheinlich auch sehr viel Freizeit investiert haben. Das lebt immer noch und das hilft Menschen nach wie vor. Was macht es mit Ihnen beiden?

Maria Engler:

Es zeigt natürlich, dass der Hochschulsport eine besondere Schnittstelle sein kann zwischen Wissenschaft zum Transfer in die Praxis. Und das ist uns bei vielen Dingen gelungen. Das haben wir bei dieser Gruppe. Das sehen wir auch, wenn wir Kooperationen zum Beispiel mit dem deutsch-amerikanischen Freundschafts-, Kultur- und Kontakt-Verein haben, wenn wir Cricket anbieten. Wenn man dann sieht, was wirklich als Transfer in die Praxis bleibt mit einem wissenschaftlichen Hintergrund.

Jan Ries:

Für meine Seite ist Hochschule, und ich bin ja auch in der Lehre unterwegs, auch wenn mein klassisches Arbeitsgebiet die Organisation des Hochschulsports war, aber raus aus diesem Elfenbeinturm, mal wirklich das ausprobieren zu dürfen, was man in der Theorie perfekt drauf hat, glaubt man, um sich dann der Praxis zu stellen, und in der Praxis festzustellen, dass es dort ganz andere Ansichten, ganz andere Erwartungshaltungen gibt, und dann mit diesen doch teilweise sehr spannenden Momenten umzugehen, sie so zu bewältigen, dass nachher

irgendetwas bleibt, was wirklich einen Nutzen, einen Mehrwert für die einzelnen Personen, aber auch für die Region darstellt. Das ist extrem spannend.

Aber natürlich auch: Transfer geht ja nicht nur in eine Richtung. Die Ergebnisse, die wir dort und die Erkenntnisse, die wir dort gemacht haben, die fließen zwischenzeitlich in ganz viele Projekte in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen und andere ein. Wo wir einfach sagen, wir haben deutlich besser als aus der Literatur eure Lebenswelten, ist ja ein neuer Begriff, dass wir uns um die Lebenswelt von Menschen kümmern und die sind bei uns auch schon unterschiedlich. Und sich damit auseinanderzusetzen und dann zu sehen, was brauchen wir in der Kontextgestaltung, wie können wir das Umfeld so gestalten, dass irgendetwas möglich ist? Und was brauchen wir da an Manpower, an Materialien, an Infrastruktur usw.?

Mariana Friedrich:

Aus diesen Erfahrungen konnten Sie ja auch eine ganze Menge mitnehmen, als Sie direkt in einem Transferprojekt der Hochschule Fulda mitgearbeitet haben. Der Hochschulsport trat hier als vermittelnde Instanz auf, um die Inklusionsforschung zu befördern und als vermittelnde Instanz auch zum organisierten Sport. Können Sie darüber ein bisschen mehr erzählen? Wie lief das ab?

Jan Ries:

Na gut, nach diesen Projekten, die Maria und ich eben auch geschildert haben, kamen natürlich viele Einrichtungen aus dem organisierten Sport auf uns zu und wollten erfahren, was wir da tun. Und das war zur einen Seite die Sportjugend des Landessportbundes Hessen, also eine Jugendorganisation, die sich um, sehr viel um Inklusion kümmert. Beim HBS sind die Spezialisten, das sind auch unsere Freunde, die aber natürlich den Hochschulkontext nicht so haben.

Und worauf Sie vielleicht anspielen, ist, dass wir hier in Fulda und ich in der Zwischenzeit auch in Frankfurt in bestimmten Lebenswelten – hier in Fulda haben wir den Aschenberg, ein sogenannter sozialer Brennpunkt – und dort realisieren wir elf Bewegungsstationen, die inklusiv sind, die barrierearm sind, in einem Stadtteil,

wo, ich glaube, 60 Nationen oder so wohnen, das weiß ich nicht genau. Also jedenfalls extrem bunt, extrem divers, wo wir etwas mit einem Sportgerätehersteller bauen und realisieren.

Und in der Zwischenzeit über diese Maßnahmen, die natürlich medial irgendwie begleitet wurden und so weiter, eine Altenhilfe auf mich zugekommen ist und hat gefragt, ob wir in ihren Altenzentren auch etwas aufbauen können, wo sich Menschen begegnen können. Also am Anfang wollten sie eigentlich nur so Muckibude im Freien quasi, damit die Mobilität der Senioren erhalten wird. Da konnte ich sie überzeugen, dass das nicht das Gelbe vom Ei ist. In der Zwischenzeit sind die Stationen so, dass sie auch eine Begegnungsstätte unter allen, die in diesem Altenwohnheim oder in den Altenwohnheimen sind, aber auch für die für die Familienangehörigen ein netter Treffpunkt sind, weil dann geht der Enkel vielleicht auch mal gern mit zur Oma ins Altenheim und kann dann da auch an einem Gerät trainieren.

Also so, dass mehrere Komponenten miteinander verbunden werden. Wobei die letzten Anlagen, beides die AWO in Frankfurt, die sind beide noch nicht fertiggestellt. Die werden im Frühjahr nächsten Jahres gebaut.

Mariana Friedrich:

Wenn ich Bewegungsparcours im öffentlichen Raum höre, denke ich als allererstes mal an Spielplätze, denke ich an so Kneipparcours. Wie schafft man es, dass Menschen das auch nutzen und dass es Menschen gemeinsam nutzen? Sie haben gerade von einer Begegnungsstätte geredet. Ich muss doch wissen, wie ich diese Geräte benutze und dass ich mir da keine Zerrung hole oder mich verletze. Wie machen Sie das?

Jan Ries:

Das ist genau der Unterschied zu anderen Anbietern, die einfach ein Volumen bekommen von 200.000 €, knallen dann irgendwo Geräte in einen Park, lassen die Geräte da verrotten, und wundern sich, warum sie von niemandem genutzt werden. Und da kommt halt die Wissenschaft wieder. Also Bedarfsanalyse, Partizipation,



also die Einbeziehung aller möglichen Stakeholder, Nutzer, Betreiber. Und an die Realisation ist bei mir und in der Firma, die ich habe, geknüpft, dass wir nicht nur eine architektonische gerätemäßige Beratung machen, sondern daran geknüpft Schulungen sind.

Und jetzt in diesem Fall hier oben am Aschenberg, da schulen wir dann die Kindergärtnerinnen, die Jugend, Sozialarbeiter, Lehrer, die dann dort als Übungsleiter und als Multiplikatoren fungieren. In Altenzentren haben wir uns erst mal ganz viel damit beschäftigt, welche Gefahren setzen wir das aus? Sind gerade in den Gesprächen mit den Mediziner, die dann auch bestimmte Indikationen sogar geben, sagen wir, für Herrn Soundso der Frau Soundso wäre es gut, wenn sie mehr dehnt, mehr kräftigt, mehr cardiopulmonal macht, und das wird dann eben auch in Pflegepläne eingearbeitet. Somit haben wir einen Kontext vernünftig gestaltet und nicht nur irgendwo was hingestellt.

Mein Lieblingsbeispiel ist für alle, die Kinder haben. Wir können Zahnbürsten kaufen und stellen die ins Bad. Das bewirkt noch lange nicht, dass die Kinder sich die Zähne putzen. Also man muss es irgendwie anleiten, dass das funktioniert. Und da hat jede Familie so ihre Methoden, die mehr oder weniger erfolgreich sind. Und genauso ist es mit Sportstätten.

Mariana Friedrich:

Wie haben Sie das erlebt? Die Zusammenarbeit zwischen dem wissenschaftlichen Part und den Partnern in der Praxis und natürlich auch der Bevölkerung. Wie hat das funktioniert?

Jan Ries:

Na gut, ich bin ja nicht der hochhabilitierte und Gott weiß wie Wissenschaftler, der als erstes seine Buchvorstellungen macht, wenn er in solche Gespräche geht, sondern einfach derjenige, der das Glück hatte, an der Hochschule Fulda ganz, ganz lange – ich bin ja berentet, in der Zwischenzeit – 37 Jahre zu arbeiten. 37 Jahre lehren und forschen zu dürfen. Und dann aber auf Augenhöhe mit diesen Partnern, welche auch immer das sind, mit diesen Partnern zu agieren und nicht zu sagen,

man hätte irgendwie die Weisheit mit Löffeln gefressen, weil die haben wir sowieso nicht.

Die Menschen, mit denen wir zu tun haben, sind die Spezialisten in ihrem Feld. Im Behindertenbereich, das kennt auch Maria, gibt es diesen Spruch „Nicht über uns ohne uns“. Also, was heißen will: Wenn ihr für uns etwas plant, wenn ihr einen barrierearmen Campus plant, dann ruft doch bitte uns Sehingeschränkte an, damit wir euch sagen können, wo sind denn hier die Knackpunkte?

Und das ist, glaube ich, das, was sehr dankbar, obwohl es selbstverständlich sein sollte, sehr, sehr dankbar von diesen Gruppierungen und von diesen Interessenvertretern aufgenommen wird. Bei denen, die es etwas schnell bauen wollen, würde es als Störgröße gesehen. Also die einfach sagen, da kommt ja noch eine Schleife, noch eine Rückspracheschleife, noch eine Findungsschleife hinein. Ja, das ist deutlich aufwendiger, als wenn man nur mit einem Garten-Landschafts-Bauer Geräte irgendwo hinstellt. Aber die Akzeptanz ist dafür dann deutlich größer.

Mariana Friedrich:

Was haben Sie, Frau Engler, Herr Ries mitgenommen für Ihre tägliche Arbeit?

Maria Engler:

Der Hochschulsport hat zum Beispiel eine Mitarbeiterin dafür abgestellt, in Zusammenarbeit mit dem International Office auch internationale Sportarten in den Hochschulsport zu bringen, dort auch die entsprechenden Übungsleitenden zu suchen, sich mit ihnen auszutauschen. Dass wir da auch niederschwelliger agieren können, das ist etwas, was wir herausgenommen haben noch aus diesen Projekten.

Jan Ries:

Sport in der Welt ist extrem vielfältig. Wollen wir mit einer banalen Information beginnen. Es gibt und es gab schon seit meiner Kindheit eine Sportsendung „Sport aus aller Welt“, die mich begeistert hat, wo es sehr kuriose komische, aus unserer

Sicht komische Dinge gezeigt wurden, wie Menschen sich sportlich irgendwie betätigen. Mit einem Schmunzeln immer. Ob es nun Krachten stechen ist oder diese oder die schottischen Highland Games, was viele Menschen kennen, wo man einfach sagt, das ist Sport, Bewegungsformen, die in eine bestimmte Region mit einer bestimmten Tradition gehören.

Dementsprechend gibt es auch World Games. An diesen World Games habe ich zweimal teilgenommen, und wir haben hier dann ein Potpourri auch schon gemacht, wo wir gesagt haben, wir machen ein Semester lang aus möglichst vielen Nationen von möglichst vielen Kontinenten, möchten wir mal kennenlernen. Wie spielt ihr denn in Skandinavien? Wie spielt ihr denn in Rumänien? Wie macht ihr denn dieses oder jenes?

Wie gut und international essen gehen, also so könnte ich das auch sehen. Also wirklich offen zu sein, andere Dinge kennenzulernen. Und was uns an der Hochschule eben auch gelingt, ist, dass wir in der Zwischenzeit dadurch, dass wir ja doch schon einige Auszeichnung für bestimmte Dinge hier in Fulda bekommen haben, auch wahrgenommen werden von den Spezialisten, also von den Sozialwesenleuten, die sich um Inklusion kümmern, und dort eben auch nachgefragt wird „Welche Dinge können wir denn tun?“

Warum haben wir denn eine Boule- und Bocciaanlage? Wir haben es, weil es einfach eine schöne Begegnungsstätte ist, dass so etwas eben mehr und mehr gewinnt und dass diejenigen, die ich vorhin als Schulsportgeschädigte bezeichnet habe, oder diejenigen, die keine so gute Sportsozialisation haben, dass die feststellen, dass sie, wenn sie jetzt an der Hochschule und eben auch an der Hochschule Fulda sind, dass sie doch die Möglichkeit geboten bekommen, sich körperlich, physisch, mental zu betätigen und da einen Ausgleich zu finden. Und das mit, mit, ohne, mit ohne Leistungsdruck, also mit anderen Zielsetzungen.

Mariana Friedrich:

Ja, all diese Punkte zeigen ja schon wirklich sehr eindrucksvoll, wie Transfer ganz praktisch funktionieren kann. Wir haben das in vielen Hochschulprojekten, in vielen Forschungsarbeiten, die wir hier im Podcast vorstellen, und es bleibt meistens in der Beschreibung. Aber beim Hochschulsport sehen wir, wie Transfer in die

Gesellschaft funktioniert, wie er wieder zurück in den Hochschulsport und in die Wissenschaft funktioniert und wie wir Menschen da ganz konkret in ihrem Alltag bereichern können.

Ich danke Ihnen vielmals für diesen tollen Einblick in diese Transferleistung und bin gespannt, was der Hochschulsport auch auf wissenschaftlicher Ebene in den nächsten Jahren noch untersucht, voranbringt und in der Region gestaltet. Ich danke Ihnen vielmals.

Jan Ries:

Vielen Dank, Frau Friedrich und Maria.

Maria Engler:

Jawoll! Danke, Frau Friedrich.